

Dafür müssen wir von den Verstorbenen erzählen, Worte finden, die sie uns länger erhalten als Formalin. Immer wenn ich auf dem Friedhof mein Amt ausübe, versuche ich, diesen Platz weiter wachsen zu lassen — mithilfe von Geschichten, die sich unauslöschlich in uns einbrennen und die Toten bei den Lebenden verweilen lassen.

Das vorliegende Buch vereint einige dieser Lebensgeschichten, die ich erzählen durfte; Trauerfälle, die ich erleben musste oder begleiten konnte. Manche Einzelheiten wurden abgewandelt, um das Privatleben der Hinterbliebenen zu schützen, andere wiederum entsprechen voll und ganz der Wirklichkeit und wurden mit dem Einverständnis der Familien niedergeschrieben. All diesen Frauen und Männern, denen ich beigestanden habe, egal ob ihre Geschichte auf diesen Seiten erscheint oder nicht, gilt meine grenzenlose Dankbarkeit, und ich wiederhole, welche Ehre es mir war, Hand in Hand an ihrer Seite gestanden zu haben.

# ELSA

»Im Haus der Lebenden ...«

»Also, erzählen Sie ...!«

Mit diesen Worten begann sie jede Sitzung und lud ihre Patienten ein, die Analyse fortzusetzen so wie man den Faden einer Erzählung weiterspinn. Elsa Cayat liebte Geschichten. Sie verstand es, zu erzählen, zu schreiben und zuzuhören.

Der folgenden Geschichte, die gleich nach ihrem Tod einsetzt, konnte sie nicht mehr lauschen. Wie gerne würde ich ihr berichten, was danach passiert ist, ihr sagen, wohin unser Kummer uns getragen hat — immerhin kann ich mir ausmalen, wie sie diese zusammenhanglose Erzählung analysiert hätte.

Es ist Donnerstag, der 15. Januar 2015, zwölf Uhr mittags. Eine riesige Menschenmenge wartet bereits am Eingang des Cimetière de Montparnasse. Totenstille. Unsere verstummt Stimmen bringen das Schweigen einer ganzen Nation zum Ausdruck. Seit einer Woche sind uns die Worte abhandengekommen.

Am vergangenen Mittwoch haben Gewehrsalven die Zeit zerrissen, um eine Erinnerung in ihr festzuschreiben. Jeder weiß ganz genau, wo er sich befand, als ihn die Nachricht ereilte, alle wissen noch, welche Gespräche der Tod unterbrochen hat.

In ein paar Minuten beginnt die Trauerfeier. Journalisten, die über die Beisetzung der »Charlie-Psychoanalytikerin« berichten wollen, warten mit ihren Kamerateams vor dem Friedhof.

Ich schlängele mich zwischen den bekannten oder anonymen Körpern hindurch, um ihre Familie ausfindig zu machen. Schnell merke ich, dass es natürlich nicht nur eine ist: die eigentliche Verwandtschaft und die Zeitungsfamilie, die Patienten und die Unmengen von Freunden, und nicht zuletzt die Familie der Leser, die dank ihrer Bücher zu Angehörigen geworden sind. Auf diesem

Friedhof existieren unversöhnliche und untröstliche Welten nebeneinander, trauernde Kinder, die ihr Schicksal an das vergossene Blut geknüpft haben, an das Blut einer Zeitungsredaktion, das Blut der Kunden in einem koscheren Supermarkt, und an das Blut einer Polizistin.

Am Rand all dieser Gräber stehen viele Menschen, zu viele für eine Analysesitzung. Ich weiß nicht, wo ich anfangen, wie ich beschreiben soll, was uns widerfährt und was unser Verständnis übersteigt. Wenn man seiner Verwirrung Ausdruck verleihen will, benutzt man im Französischen manchmal diesen merkwürdigen Ausdruck: »Für mich klingt das hebräisch!«, als wäre diese Fremdsprache für alle noch ein bisschen fremder, noch weniger bezähmbar als andere. Beginnen wir also auf Hebräisch!

In dieser Sprache hat der Friedhof auf den ersten Blick einen ebenso absurden wie paradoxen Namen. Er heißt *haH'ayim*, »Haus des Lebens« oder »Haus der Lebenden«. Dabei geht es nicht darum, den Tod leugnen oder ihn auslöschen und damit abwenden zu wollen, sondern im Gegenteil darum, ihm jenseits der Sprache eine klare Botschaft zu erteilen. Ihm zu vermitteln, dass seine offensichtliche Anwesenheit an jenem Ort nicht automatisch auch seinen Triumph besiegelt; zu bekräftigen, dass er nicht einmal hier das letzte Wort haben wird.

Die Juden halten einen Thoravers, der im Deuteronomium als göttliches Gebot formuliert wird, besonders in Ehren: »Das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt. Erwähle nun das Leben!« (Deuteronomium 30:19). Um zu beweisen, dass sie dieses Gebot beim Wort nehmen, gedenken sie bei jeder Gelegenheit des Lebens.

*LeH'ayim*, »Auf das Leben!«, sagen sie, sobald sie ein Glas heben, und wischen damit allem Morbiden eins aus. Der Tod mag noch so oft an ihre Tür klopfen, sich immer wieder in ihre Geschichte einschleichen, die Juden tun hartnäckig so, als könnten sie ihm ebenso gut einfach nicht öffnen, als wären sie in der Lage, ihm zu sagen: »Tut uns leid, wir sind nicht da. Komm doch später nochmal!« Selbst auf dem Friedhof verjagen sie ihn und rufen ihm zu: »Schau doch, ob wir vielleicht da drüben sind.«

Ich möchte kurz mit unserer Hebräisch-Stunde fortfahren und eine andere, nun eine grammatikalische Besonderheit herausgreifen. Das Wort *H'ayim*, das Leben, ist ein Plural, es existiert in dieser Sprache nicht im Singular. Dem Hebräischen zufolge hat jeder von uns mehrere Leben, keine aufeinanderfolgenden, sondern miteinander verflochtene Leben, die sich wie Fäden im Laufe des Daseins immer wieder kreuzen und erst ganz am Ende entknoten und vereinzeln. Im Hebräischen gleichen unsere Leben Webereien, bis wir die Knoten lösen und unsere Geschichten erzählen können.

»Also, erzählen Sie ...«

Elsa Cayat lud alle, denen sie begegnete, zum Mitwirken ein. Jeder Text, alle Artikel oder Bücher, die sie geschrieben hat, enthalten Spuren dessen, was sie für die anderen zu entwirren versucht hat. Ob sie wusste, dass der Name »Cayat« auf Hebräisch und auf Arabisch »Näher« bedeutete? *Über Jahrhunderte hinweg* hatten Juden eine besondere Beziehung zum Textilhandel, die sich noch heute in zahlreichen jüdischen Witzen spiegelt:

*Ein Vater sagt zu seinem Sohn:*

*Jetzt, wo du Sciences Po, Harvard und Polytechnique absolviert hast, musst du dich aber entscheiden: Herren- oder Damenkonfektion?*

Vielleicht setzte Elsa diese Tradition auf ihre Weise fort und besserte die Texte aus, so wie man ein Gewebe stopft, Faden um Faden.

An jenem Tag in Montparnasse, im Haus der Lebenden, das eine zerrissene Nation willkommen hieß, suchte ich nach Elsas Angehörigen. Ihre Schwester Béatrice nahm meine Hand und zog mich zu der kleinen Gruppe der engsten Vertrauten, der Familie Cayat und der Clique von *Charlie*. Dann sagte sie etwas, das mich zusammenzucken ließ:

»Das ist Delphine, unsere Rabbinerin. Aber keine Sorge, eine laizistische Rabbinerin!«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, und blieb stumm. Sollte das ein Scherz sein? Hatte ich nicht begriffen, was von mir erwartet wurde? Welche Funktion hatte ich zu erfüllen?

Im Grunde erfasste ich richtig, was Elsas Schwester den anderen mit diesen beschwichtigenden Worten sagen wollte.

Der Atheismus der Familie Cayat, Elsas Verbundenheit mit dem Laizismus und dem Geist von *Charlie Hebdo*, wo sie zweimal im Monat ihre berühmte Kolumne »Charlie Divan« publizierte, mussten mit den Worten der jüdischen Tradition, die mir als Rabbinerin an jenem Tag oblagen, in einen Dialog treten können.

Es musste ein Mittel geben, diese Welten miteinander zu versöhnen, all die Fäden von Elsas Leben zu verknüpfen, und an diesem Ort nicht nur ihre eigene Vielschichtigkeit zu zeigen, sondern auch die eines ganzen Landes, dessen Gewebe gerade auseinanderfiel.

In diesem Augenblick mussten die vielfältigen Leben einer Frau — Gelehrte, Religionsgegnerin, sefardische Jüdin, feministische Aktivistin, liebevolle Mutter, ungenierte Freundin, brillanter Kopf und Großmaul — miteinander in einen Dialog treten, um endlich das Gespräch all jener wieder zu ermöglichen, die im Januar 2015 in Frankreich plötzlich felsenfest davon *überzeugt waren*, dass sie einander nichts mehr zu sagen hatten. All diese Stimmen mussten sich versöhnlich wieder vereinbaren lassen. Denn in diesem Augenblick ging es auch darum: um die Möglichkeit, die Fetzen einer Nation zusammenzuflicken.

Als ich an jenem Tag vor den Überlebenden von *Charlie Hebdo* die überlieferte Liturgie rezitierte, bin ich nicht zu einer »laizistischen Rabbinerin« geworden, sondern habe vielmehr verstanden, dass ich schon immer eine war. Dieser Begriff, den manche für absurd oder unsinnig halten mögen, offenbarte mir eine tiefe Wahrheit, die ich zunächst nicht in Worte zu fassen vermochte.

Der französische Laizismus trifft keine Unterscheidung zwischen Glauben und Unglauben. Er treibt keinen Keil zwischen diejenigen, die an einen behütenden Gott glauben, und jene, die ebenso fest davon überzeugt sind, dass er tot oder erfunden ist. Er erklärt den Himmel weder für leer noch für bewohnt, verteidigt eher die Vorstellung von einer Erde, auf der stets noch Platz ist für einen anderen Glauben als unseren. Der Laizismus besagt, dass der Raum